

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

251 (26.10.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 79

Inhalt der Nr. 79:

Wehegesang der Armen. — Nach der Krise. — Merket. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher.

Wehegesang der Armen.

Wehe, wir Armen! Nun klingt ein Schrei im Sturm durch alle Gassen. Die Tage werden wie Tote verblasen, Und wir müssen das qualende Leben hassen. Wehe, wir Armen! Wehe, wir Armen! Der sonnige Sommer versenkte Garben. Doch ebe die Farben des Herbstes erstarben, Müßen wir jorgen, müßen wir darben. Wehe, wir Armen! Wehe, wir Armen! Eure Geißel am Himmel ist des Nordlichts Schimmern. Was soll unser Wimmern im Schneeflockensimmern — O Fluch dem Harem in trostlosen Zimmern. Wehe, wir Armen! Wehe, wir Armen! Wir tragen das Dasein, das wir nicht wollten, Mit dem wir die besten Tage durchgrollten, Weil wir nicht mutlos entlagen sollten. Wehe, wir Armen! Wehe, wir Armen! Vom kommenden Tag gelte ein Schrei in unsre Ohren — Warum haben wir Armen Kinder geboren? Warum hat uns das Schicksal zum Spielzeug erkoren? Wehe, wir Armen! Wehe, ihr Zagen! Euch wird das Leben in Nöten und Lasten, Euch wird das Hoffen in Veten und Pfasten, Nimmer vergehen, nimmer entlasten. Wehe, ihr Zagen! Wehe, ihr Reichen! Wenn wir in den harten, kommenden Tagen Unser Leid durch die Gassen tragen Und euch mit unserem Jorne verflagen — Wehe, ihr Reichen! Wehe, wir Armen! Welche Not sei Schrei wie Sturm durch die Gassen. Wir müßen hassen in drohenden Massen, Daß die Tyrannen, die Prasser erlassen — Weh, wenn wir hassen!

Julius Perfaß.

Nach der Krisis.

Skizze von Emile Zola.*

I.

Als am frühen Morgen die Arbeiter in die Werkstatt kamen, fanden sie sie kalt und finster. Die große Maschine, die im Vordergrund des Saales stand, regte ihre langen Arme nicht, und ihre Räder drehten sich nicht. Und einen gar traurigen Eindruck machte es, daß aus ihr, deren Dröhnen und Rasseln sonst wie der Herzschlag eines munteren, auf seine Arbeit erpichtem Riesen das ganze Haus beseele, alles Leben gewichen schien.

Aus seinem Bureau tritt der Prinzipal in den Fabrik-saal, und mit einer vor Äußerung zitternden Stimme redet er die Arbeiter an:

* Diese Skizze von Zola, die im Corsaire in einer Zeit erschien, in der der Ruhm des Autors begann, aber noch nicht vorzeitig war, wurde vom Echo de la Semaine (Nummer vom 14. Oktober 1888) in der Rubrik „Vergessene Blätter“ wiedergegeben.

II.

Der Arbeiter ist draußen, auf der Straße, auf dem Pflaster. Schon acht Tage lang läuft er herum, ohne Ar-

behörde noch Mittel aufwenden, um allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten oder zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu fördern oder durchzuführen. Da an diesen Bestimmungen im hohen Grade auch die Frauen interessiert sind, so soll im folgenden auf die im Reichsversicherungsamt bearbeitete Statistik für die Jahre 1906 bis 1911 in Seilbehandlung genommene Personen hingewiesen werden.

Nach dieser Statistik wurden 1911 wegen Lungentuberkulose von den Frauen in ständige Behandlung genommen 15 938, in nicht ständige Seilbehandlung 169, wegen Lupus 110, wegen anderer Krankheiten in ständige 16 769 und in nicht ständige Seilbehandlung 15 915. Unter „ständiger“ Seilbehandlung wird dabei jedes planmäßige Heilverfahren in Kranken- und Genesungshäusern, Heilstätten, Bädern oder auch in der eigenen Wohnung des Versicherten verstanden, unter „nicht ständiger“ Seilbehandlung dagegen die Behandlung in der Sprechstunde des Arztes, sowie alle einmaligen oder vorübergehenden Maßnahmen (Gewährung von Arzt, Arzneien, künstlichen Gliedern usw.). Wenn Kranke in einem Krankenhaus, in einer Klinik oder in einem sonstigen Heilinstitut, ohne in diesen Anstalten untergebracht zu sein, längere Zeit behandelt werden, wie dies beispielsweise bei Geschlechtskrankheiten, Lupus und einigen anderen Krankheiten vorkommt, ebenso, wenn es sich um länger andauernde Behandlung in der Sprechstunde des Arztes handelt, wird diese Behandlung ebenfalls als eine „ständige“ Seilbehandlung angesehen. Seit 1897 ist nun die Zahl der behandelten Personen um mehr als das Elfache, diejenige der ständig behandelten Lungentuberkulösen Männer auf mehr als das zwölfwache, die Zahl der ständig behandelten Lungentuberkulösen Frauen auf mehr als das Ein- und zwanzigfache, die Zahl der wegen anderer Krankheiten ständig behandelten Männer auf mehr als das Fünfeinhalbfache und die Zahl der Frauen dieser Gruppe auf mehr als das Neunfache gestiegen. Nach einer für die Jahre 1896 bis Ende 1899 im Reichsversicherungsamt bearbeiteten insgesamt 315 089 Rentenempfänger umfassenden Statistik der Invaliditätsursachen nimmt von 28 verschiedenen Invaliditätsursachen die Tuberkulose der Lungen bei Männern die dritte, bei Frauen die zweite Stelle ein.

Bei der ständigen Seilbehandlung der Lungen- oder Kehlkopftuberkulösen waren 1911 an Frauen untergebracht in Krankenhäusern (Kliniken, Trinkerheilstätten, orthopädische und medikomechanische Anstalten, Naturheilstätten usw.) 187 in Heilanstalten für Lungen- oder Kehlkopfkrankte, Luftröhre 13 686, in Genesungshäusern, Refonvaleszentenanstalten 747, in Bädern (See-, Mineral-, Schwefel-, Moorbäder usw.) 1309, in Privatpflege, Landaufenthalt, eigene Wohnung 9. Bei den anderen Krankheiten stellten sich die entsprechenden Zahlen auf 6698, 1150, 4602, 4028 und 285. Die Lupuskranken (Frauen) waren untergebracht: 60 in Krankenhäusern, 39 in Lupusheilstätten und 11 in sonstigen Heilanstalten. Geschlechtskrankte Frauen wurden 169 und alkoholkrankte 11 in Pflege genommen. In Zahnbehandlung kamen 14 217 Frauen. In Invalidenhauspflege verblieben Ende 1911 180 Frauen. Eine Anzahl von Landesversicherungsanstalten besitzen eigene Heilstätten, Invalidenhäuser und Genesungshäuser. Die Landesversicherungsanstalten Hannover und Rheinprovinz unterhalten u. a. ein Genesungshaus bzw. eine Heilstätte für blutarme, nervöse und an ähnlichen Zuständen leidende Frauen. In einer Anzahl von Heilstätten werden die Pflegerinnen stundenweise mit entsprechenden Arbeiten beschäftigt, ja in einigen Lungenheilanstalten besteht ein Zwang zur Arbeit, die teilweise von den Ärzten als Kurmittel verordnet ist. Für Frauen ist die Arbeitszeit überall kürzer bemessen wie bei den Männern. In den Genesungshäusern werden die Pflegerinnen auch meistens in mäßigem Umfange beschäftigt. Die Frauen verrichten dort neben Gartenarbeiten auch Hausarbeiten. In den Invalidenheimen sind für die dort untergebrachten Pflegerinnen ebenfalls leichte Arbeiten — meist ohne Zwang — vorgesehen.

Was nun die Dauererfolge, berechnet auf Summe der überhaupt ständig behandelten Personen, anbelangt, so ergibt sich daraus, daß die Frauen durchweg bessere Dauererfolge, und zwar 3 bis 9 v. H., aufzuweisen haben, als die Männer. Andererseits haben sich sowohl bei den Männern wie bei den Frauen die Dauererfolge von Jahr zu Jahr, wenn auch nicht ohne kleine Rückschläge, gehoben. Vergleicht man die verbliebenen Erfolge am Schlusse der ersten Jahre nach dem Behandlungsjahre, so ergibt sich für die 1905 Behandelten am Schlusse des Jahres 1906 ein Dauererfolg von 62 v. H. bei den Männern und 67 v. H. bei den Frauen. Für die 1910 Behandelten stellte sich Ende 1911 der Dauererfolg bei den Männern auf 75 v. H. und bei den Frauen auf 78 v. H. Im ersten Jahre nach dem Behandlungsjahre wurden 1910 wiederholt behandelt 531 Frauen. Daneben betrug die Zahl der mit Erfolg behandelten Frauen 1910 insgesamt 12 668. Ueber die Altersgruppen der Männer und Frauen liegt auch entsprechendes Material vor. Daraus ergibt sich, daß bei den ständig behandelten Lungen- und Kehlkopftuberkulösen die Frauen im Alter von 16 bis 20 Jahren doppelt so stark beteiligt sind als die Männer. Auch in der folgenden Gruppe (20 bis 25 Jahre) überwiegen die Frauen noch um 17 vom Hundert.

Gerade die letzten Zahlen lehren uns, wie notwendig es ist, daß die Frauen Schulter an Schulter mit den Männern den Kampf um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen aufnehmen. Denn je höher der Lohn und je kürzer die Arbeitszeit, eine desto bessere Lebensweise eintreten kann. Suchen wir Frauen auch die Parteibewegung immer mehr zu stärken, dann wird es gelingen, die Gehebe — namentlich die Reichsversicherungsordnung — derart zu gestalten, daß erstens noch mehr für das Seilverfahren ausgegeben wird und zweitens den Versicherten auch höhere Renten zuteil werden.

Kleine Nachrichten.

Für die Hausfrau.

Deutsche Brühlkartoffeln. 1 Stunde. Möglichst gleichgroße, langrunde Kartoffeln werden in der Schale gekocht, noch warm geschält und sogleich in nicht zu dünne Scheiben geschnitten. Diese gibt man in ein flaches Gefäß und bestreut sie vollständig mit heller, mildgewürzter Fleischbrühe und leicht lektüre, ohne das Gefäß viel zu bewegen, völlig ein. Die Brühe bereitet man mangels vorrätiger am einfachsten und schnellsten aus Maggis Bouillonnwürfeln, wobei man sie etwas schwächer hält als nach der Gebrauchsanweisung. Inzwischen hadt man etwas gewaschene Petersilie, feuchtet sie mit einigen Tropfen Maggis Würze an und knetet sie mit einem Stüchchen Butter durch. Wenn die Fleischbrühe auf den Kartoffeln gut verlost ist, pflückt man diese grüne Butter in kleinen Stüchchen darüber, schwenkt alles gut durch und richtet das Gemüse sogleich an.

Fischfrankendellen von übriggebliebenem Schellfisch oder Kabeljau. Aus dem vorhandenen Fischstück löst man alle Gräten auf das sorgfältigste heraus und treibt das Fischfleisch durch die Fleischmaschine. Dann gibt man auf 1 Pfund Fischfleisch 2 in Milch, Fleischbrühe oder auch nur Wasser eingeweichte und wieder ausgebrühte Brötchen, 1-2 Eier, Salz, Pfeffer, eine geriebene Zwiebel, 1 Teelöffel gehackte Petersilie, 10 Tropfen Maggis Würze und ein klein wenig abgeriebene Zitronenschale, verarbeitete die Masse recht innig, formt Frankendellen und läßt diese in heißem Fett von allen Seiten schön braun.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben das 4. Heft des 31. Jahrganges erschienen.

Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolportage zum Preise von 3 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 2 Pf. — Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

seit finden zu können. Von Tür zu Tür ist er gegangen und hat seine Arme, seine Hände angeboten, den ganzen Kerl hat er angeboten, gleichviel zu welcher Arbeit, zur schwersten, zur abschreckendsten, zur schädlichsten. Aber alle Türen haben sich vor ihm geschlossen. Es gibt keine Arbeit mehr; aller Orten droht der Ruin, „die Krämer tragen“ und Frankreich röchelt.

Jetzt will schon der Arbeiter um den halben Lohn arbeiten. Die Türen öffnen sich ihm aber gar nicht mehr. Er würde sogar umsonst arbeiten, wenn man ihn nur irgendwo behalten möchte. Das ist die Arbeitslosigkeit, das schreckliche, gezwungene Feiern, das den Dachstuben die Totenglocke läutet. Die Banik hat alle Betriebe zum Stehen gebracht, und das Geld, das feige Geld hat sich vertrocknet.

Nach acht Tagen ist alles vorbei. Noch einen letzten Versuch hat der Arbeiter gemacht, und langsam mit leeren Händen und müde und abgehakt mit kummervollem Gesicht kommt er zurück. Es regnet an diesem Abend. Paris ist schonig und macht einen recht düsteren Eindruck. Er geht im strömenden Regen, ohne den Regen zu merken, wohl aber fühlt er seinen Hunger; von Zeit zu Zeit bleibt er sogar stehen, um nicht so schnell nach Hause zu kommen. Er hat sich über ein Geländer der Seine gelehnt; das Wasser ist schon angewachsen, und er sieht, wie es mit einem langgezogenen Geräusch dahinfließt, er sieht den sprudelnden weißen Schaum der Wogen, die sich an einem Brückendeckel brechen. Er beugt sich noch weiter über das Geländer, er sieht die graue, ungeheure Wassermenge, die unter ihm fließt, und ihm ist es, als ob er aus ihr Stimmen höre, die ihn herunterlocken wollten. Er sagte sich aber, daß das feige wäre, und geht weiter.

Der Regen hat aufgehört. In den Schaufenstern der Juwelenhändler flammte das Gas auf. Nur eine Scheibe braucht er zu zerbrechen, um mit einer Hand Brot auf Jahre hinaus zu nehmen. Auch in den Küchen der Restaurants wird es hell, und hinter den Vorhängen von Mouseline kann er die Leute sehen, die essen. Und er kommt auch an Garfischen, an Schlächter- und Wädeläden vorbei, und zur Offenszeit stellt das futuristische Paris seine sämtlichen Schätze zur Schau.

Inmitten all dieser Schwärze durchwandert er die Stadt und steigt zur Vorstadt hinauf. Heute morgen, als er wegging, meinten seine Frau und sein kleines Töchterchen, und do hat er ihnen versprochen, abends Brot mitzubringen. Nicht früher, als bis es Nacht geworden ist, wollte er es wagen, ihnen zu sagen, daß er sie belogen habe. Im Gehen fragte er sich, wie er ihnen entgegenzutreten soll, was er ihnen erzählen soll, damit sie sich noch länger gebulden. Schlechte Nachrichten bringt er mit, kein Anzeichen für das Aufhören der Krisis ist vorhanden, und überall hat man ihm erklärt, vor Ablauf von vierzehn Tagen solle er nicht wieder nachfragen. So lange können sie es aber nicht aushalten, ohne zu essen. Er würde es wohl versuchen; seine Frau aber und die Kleine sind doch schon zu sehr heruntergekommen.

Einen Augenblick denkt er daran, zu betteln. Als aber eine Dame und ein Herr in ihm vorübergehen und er ihnen die Hand hinhalten will, kann er seinen Arm nicht bewegen, und die Kehle schnürt sich ihm zusammen. Wie angewurzelt bleibt er auf dem Trottoir stehen, und die anständigen Leute wenden sich von ihm ab; wenn sie sein vom Hunger verzerrtes Gesicht sehen, halten sie ihn für betrunken. Und gleichzeitig mit ihm kommen Tausende von anderen Arbeitern ohne Brot nach Hause und bringen ihrer Familie nichts weiter als das Wasser, das aus ihren durchlöchernten Schuhen tropft.

Inzwischen findet bei M. d'Audiffret-Basquier Gesellschaft statt. M. Barbie, de Broglie und de Vorgeril sind auch anwesend und befinden sich mit ihrem Hausherrn in einem kleinen Salon. Als Künstler, als Leute, die noch zu essen verstehen, haben sie gespeist. „Ach!“ klagt M. de Vorgeril, „das ist eine Kunst, die immer mehr schwindet, jetzt versteht man auch nicht einmal mehr zu trinken. Laufen doch diese Herren Petit-Jours (ein leichtes Backwerk) in Lee mit Sahne!“ M. de Broglie indes, der auch jetzt noch für nichts anderes als für die Ereignisse des Tages Sinn hat, behauptet, daß der Sieg zweifellos ist, daß M. Thiers müde wird, daß Frankreich aemua hat, und

daß es sich nur darum handeln kann, noch ein paar Monate auszuhalten. M. Barbie schüttelt mit dem Kopf; seiner Ansicht nach war man ein bißchen zu lässig, noch ist die Krisis nicht überall durchgedrungen, und bei den Wädern in Paris gibt es noch zuviel Brot.

III.

Des Arbeiters Frau ist heruntergekommen und steht auf der Schwelle der Haustür. Ihre Kleine, die eingeschlafen ist, hat sie oben gelassen. Sie ist ganz abgemagert, und in ihrem Kattunrock der eifigen Zugluft auf der Straße ausgefetzt, schlagen ihre Zähne vor Kälte zusammen.

Sie hat nichts mehr in ihrer Wohnung, sie hat bereits alles ins Leibhaus getragen. Acht Tage ohne Arbeit haben genügt, ihre Wirtschaft leer zu machen. Gestern hat sie bei einem Trödler die letzte Handvoll Wolle aus ihrer Matratze verkauft. So ist denn die Matratze auch weg, und nur noch ein Stück Sackleinwand, das ehemals die Umhüllung der Matratze war, hat sie übrig behalten. Dieses Stück Leinwand hat sie vors Fenster gehängt, damit es nicht ziehen soll. Denn die Kleine hustet viel.

Ohne es ihrem Gatten zu sagen, hat sie auch ihrerseits gesucht. Aber der Zustand hat die Frauen noch härter getroffen als die Männer. Auf demselben Flur, auf dem sie wohnt, wohnen noch andere Unglückliche, deren Weinen und Schluchzen sie in der Nacht hört. Eine ihrer Nachbarinnen hat sie an der Strakencke stehend getroffen. Eine andere ist gestorben, eine dritte spurlos verschwunden. Jede Krise führt arme Mädchen in die Seine oder in — die Schande.

Sie hat glücklicherweise einen guten Mann, einen Mann, der nicht trinkt. Sie würden sich sogar eines gewissen Wohlstandes erfreuen, wenn nicht die beiden Belagerungen und die fortwährenden politischen Beunruhigungen sie von allem entblöht hätten. Ihr Kredit ist erschöpft. Dem Bäcker, dem Kaufmann, dem Obsthändler ist sie Geld schuldig, und sie wagt es nicht mehr, an ihren Läden vorbei zu gehen. Nachmittags hat sie ihre Schwester besucht, um sich von ihr zwanzig Sous zu borgen. Aber auch hier hat sie solches Elend gefunden, daß sie, ohne erst etwas zu sagen, hatte anfangen müssen zu weinen, und lange haben sie dann beide, sie und ihre Schwester, dageessen und geweint. Und als sie dann wegging, hat sie ihr versprochen, ihr ein Stück Brot zu bringen, falls ihr Mann etwas mit nach Hause bringen sollte.

Ihr Mann kommt nicht. Es regnet und die Frau flüchtet sich unter die Tür. Große Tropfen fallen zu ihren Füßen nieder, und von ihrem dünnen Kleide rieselt das Wasser hernieder. Manchmal wird sie ungeduldig; trotz des strömenden Regens läuft sie bis zur nächsten Ecke, um zu sehen, ob sie den, den sie erwartet, nicht schon von weitem bemerken kann. Wenn sie dann zurückkommt, ist sie vollständig durchnäßt; sie fährt sich mit den Händen durch die Haare, um sie sich zu trocken, und trotz des Fieberfrostes, der sie in kurzen Zwischenräumen zusammenschauern macht, wartet sie weiter.

Bei dem regen Verkehr, der auf der Straße herrscht, wird sie von manchem angestoßen. Um niemand zu stören, lauert sie sich nieder. Männer starren ihr ins Gesicht, sie fühlt das an dem heißen Atem, der ihr Gesicht streift. Ihr ist es, als wenn ganz Paris, die Straße mit ihrem Schmutz, mit ihren grell beleuchteten Schaufenstern, ihrem Wagengerassel, sie packen und in den Rinnstein werfen will. Sie hat Hunger. Gegenüber ist ein Wädel, und sie muß an die Kleine denken, die oben schläft.

Dann, als ihr Mann sich endlich zeigt, als sie ihn sich mühsam wie ein Bummel die Häuser entlang schleppen sieht, stürzt sie auf ihn zu und sieht ihn ängstlich an.

„Nun?“ fragt sie stammelnd.

Er antwortet nicht und läßt den Kopf sinken. Leichenblau geht sie voran, die Treppe hinauf.

M. de Broglie hatte inzwischen ein politisches Essen veranstaltet. Man ist noch beim Braten. Da man sich unter Freunden befindet, so geniert man sich weiter nicht. Man spricht von den Adressen, die die Kaufleute und Industriellen an M. Thiers gerichtet haben. M. de Vorgeril, dessen Mund noch mit einem sehr zarten Stück Japanen-

braten befeuchtet ist, wischt sich die Lippen und bemerkt, daß Paris sich glücklich schätzen kann, daß es nicht vollständig zugrunde gerichtet worden ist. Dieser Aeußerung tritt der Herr des Hauses mit einem Kopfnieder bei und spricht jodann vom Finger Gottes; das Unglück sei eine göttliche Strafe. M. d'Audiffret-Basquier zeigt sein feines Lächeln und äußert, wenn die Republikler verhungerten, so sei das Schuld der Republik. Das gefällt M. Barbie, der sonst recht verdrießlich ist. Auf der Straße hat er nämlich noch nicht genug Begräbnisse gesehen, und die kleinen Bettelkinder, denen er in den stark bevölkerten Vierteln begegnet ist, scheinen ihm noch gesund zu sein.

IV.

Oben schläft die Kleine nicht. Sie ist aufgewacht, und bei dem schwachen Schein des Lichtumpfes, der auf dem Tisch steht und dem Erlöschen schon nahe ist, träumt sie. Und wer kann sagen, was für grauenvolle und abscheuliche Gestalten an dem Gesichte dieses kleinen Dinges von sieben Jahren vorüberziehen mögen, dessen Jüge schon so weß und ernst wie die einer alten Frau sind.

Sie hat sich auf den Rand des Kastens gesetzt, der ihr als Bett dient. Die nackten Weiden hängen ihr herunter und zittern vor Kälte; mit ihren kränzlich aussehenden Puppenhändchen drückt sie die Lumpen, die sie bedecken, an ihre Brust. Sie fühlt dort ein Brennen, ein Feuer, das sie verzehren will. Sie sinnt und träumt.

Spielsachen hat sie nie gehabt. Zur Schule kann sie nicht gehen, weil sie keine Schuhe hat. Sie erinnert sich, daß, als sie noch kleiner war, die Mutter sie öfters in die Sonne führte. Das liegt aber schon in weiter Ferne. Dann mußten sie ausziehen, und es will ihr scheinen, als ob von da ab in ihrem Haushalt ein recht kalter Wind geweht habe. Sie ist von jener Zeit an nicht mehr zufrieden gewesen, immer hat sie Hunger gehabt.

Es ist ein recht tiefes Problem, mit dem sich ihr kleines Köpfchen befaßt, und das sie nicht ergründen kann. Hat denn die ganze Welt Hunger? Oft hat sie sich schon Mühe gegeben, sich daran zu gewöhnen, aber es will ihr nicht gelingen. Sie glaubt, daß sie dazu noch zu klein ist, und daß man, um das zu können, größer sein muß. Ihre Mutter weiß wohl ganz gewiß etwas, was man vor den Kindern verbergen will. Wenn sie es nun wagte und sie fragen möchte: wer legt einen so in die Welt, damit man Hunger hat!

Und dann ist es zu Hause so häßlich! Sie sieht auf das Fenster, gegen das die Leinwand der Matratze schlägt, auf die nackten Mauern, auf die zerbrochenen Möbel, auf die ganze Scham der Dachstube, welche das lange Feiern mit ihrer Verweisung bedeckt. In ihrer Unwissenheit glaubt sie von warmen Stuben mit schönen, glänzenden Gegenständen darin geträumt zu haben. Sie schließt die Augen, um das nochmals zu sehen, und durch ihre dünnen Augenlider wird der schwache Schein der Kerze jetzt zu einem großen, goldenen Glanze, in den sie gern treten möchte. Aber der Wind bläht, und durch das Fenster zieht es so stark, daß sie husten muß. Und so heftig muß sie husten, daß ihr die Tränen in die Augen treten.

Sonst hatte sie Furcht, wenn man sie ganz allein ließ; jetzt kennt sie keine Furcht mehr, auch das ist ihr gleichgültig. Da man schon seit gestern nichts mehr gegessen hat, glaubt sie, daß ihre Mutter hinuntergegangen ist, um Brot zu holen. Dieser Gedanke macht ihr dann viel Vergnügen. Sie will ihr Brot in ganz kleine Stücke schneiden und sie langsam, eins nach dem andern, essen. Sie will mit ihrem Brote spielen.

Die Mutter ist zurückgekommen, der Vater hat die Tür hinter sich geschlossen. Verwundert betrachtet die Kleine beider Hände. Und als diese nach einer ganzen Weile nichts sagen, wiederholt sie mit leiser, klagender Stimme:

„Ich habe Hunger, großen Hunger — ach, so großen Hunger!“

In einer dunklen Ecke des Zimmers hat der Vater sein Haupt in die Hände gestützt und, aufs äußerste niedergeschlagen, verbleibt er in dieser Stellung. Von Zeit zu Zeit läßt heftiges Schluchzen seinen ganzen Körper erbeben. Die Mutter sucht ihre Tränen zu erstickern und tritt an die Kleine heran, um sie wieder zu Bett zu bringen. Mit sämtlichen Kleidungsstücken, die sich noch in der Woh-

nung finden, deckt sie sie zu und sagt ihr, sie solle flug sein und schlafen. Aber das Kind, dem die Zähne klappern, und das in der Brust das Feuer noch heftiger brennen fühlt, wird dreist, und indem es seiner Mutter um den Hals fällt, fragt es:

„Sag mir doch, Mamaschen, warum haben wir denn Hunger?“

Allerlei.

Gemütliches von den russischen Eisenbahnen. In einem russischen Blatt erzählt ein Reisender: Ich wollte auf dem Petersburger Bahnhof mit einer eben gelassenen Fahrkarte nach Pskow am Don den Bahnsteig betreten. Der Beamte, der die Fahrkarten durchschloß, bemerkte es mir jedoch mit der Bemerkung, daß noch kein Glodenzug erfolgt sei. Zu gleicher Zeit ließ er fünf andere Personen passieren. Als ich ihn um eine Erklärung seines Verhaltens ersuchte, sagte er: „Das ist die Vorschrift.“ — „Was für eine Vorschrift?“ — „Personen mit Bahnsteigen dürfen vor dem Glodenzug hinaus.“ — „Und ich mit meiner Fahrkarte, die mich 50 Rubel gekostet hat, muß warten?“ — „Kaufen Sie sich doch auch eine Bahnsteigkarte!“ — Ich wandte mich an den Genarmen und an den Stationsvorsteher und erfuhr, daß der Beamte im Recht war. Und dann kaufte ich mir zu meiner 50-Rubel-Fahrkarte noch eine Bahnsteigkarte und durfte nun ungehindert den Bahnsteig betreten.

Ueber ein anderes Eisenbahnkuriosum berichtet der „Signal“: Steht da ein Postzug der Südbahnen auf einer Station schon eine ganze Stunde. Eigentlich sollte er nur zehn Minuten Aufenthalt haben. Die Passagiere sind in großer Aufregung und fragen nach dem Grunde des langen Aufenthalts. „Die nächste Station gibt keine Antwort“, heißt es, „der diensttunende Beamte schläft, und wir können ihn von hier auch nicht wecken; folglich können wir auch den Zug nicht ablassen.“ Der Zug muß aber schließlich doch weitergehen und man verfallt, um das zu erreichen, auf ein höchst „einfaches“ Mittel: Telephonisch wird der nächste Streckenwärter angerufen und für 50 Kopeken bevolnen, auf einer Lore zur schlafenden Station zu fahren und den Herrn Stationsvorsteher zu wecken. Ebnse einfach, wie praktisch, denn der Zug konnte nach einer weiteren halben Stunde wirklich abgehen. . . .

Die Frauen und die Musik. Ein amerikanischer Musikprofessor hat sich der Mühe unterzogen und festgestellt, in welchem Maße die Frauen der ganzen Welt als Tonkünstler beteiligt sind. Das Ergebnis seiner Studien, die er in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht, haben das folgende Resultat zutage gefördert. Demnach waren seit dem Jahre 1875 im ganzen 171 Frauen als Komponisten musikalischer Schöpfungen (Opern, komische Opern, Operetten, Legenden, Oratorien) tätig. Als Land der Frauenkomponisten marschiert Frankreich mit 94 an der Spitze, dann folgt Italien mit 38, Deutschland kommt erst an dritter Stelle mit 26, dann England mit 9, Holland mit 2 und Rußland, Spanien und Schweden mit je einer Frau als Tonkünstlerin. Jener Gelehrte gelangt zu dem Schluß, daß die Frauen bisher bitterwenig als Schöpfer unserer Melodien getan haben, was umfomehr Wunder nimmt als sie sich doch gerade auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft einen bedeutenden Einfluß zu sichern wußten.

Für unsere Frauen.

Die Heilbehandlung unter der Invalidenversicherung.

k. r. Wenn durch die Erkrankung eines Versicherten oder einer Witwe sich Anzeichen bemerkbar machen, die zur Invalidität führen können, so können die Versicherungsanstalten ein Heilverfahren anordnen. Sie können den Erkrankten in einem Krankenhaus oder in einer Anstalt für Genesende unterbringen. Ist der Pflerling verheiratet und lebt er mit seiner Familie zusammen oder hat er einen eigenen Haushalt oder ist er Mitglied des Haushaltes seiner Verwandten, so bedarf die Unterbringung seiner Zustimmung. Angehörige des Erkrankten, deren Unterhalt er ganz oder überwiegend aus seinem Arbeitsverdienst bestritten hat, erhalten während des Heilverfahrens ein Hausgeld; dasselbe beträgt für die der Krankenversicherung unterstehenden Personen mindestens die Hälfte des Krankengeldes, für diejenigen, die einer Krankenkasse nicht angehören, ein Viertel des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagelöhner. Weiter können die Versicherungsanstalten mit Genehmigung der Aufsichts-